

Im dunklen Herbst.

Novellette von Anna Baadsgaard.

Der Sturm heulte und tobte, das es in den Fenstersprossen rasselte.

Durch den stürmenden Regen sah man wie im Nebel die herblich gelben Wälder und die aufgeweichte Landschaft.

Ein rother Schein fiel aus der offenen Ofenbür, wo einige große Holzstücke flammten und knisterten.

Im Halbdunkel des Zimmers stand ein weißes Bett an der Wand. Die garten Formen einer noch unentwickelten Mädchengestalt zeichneten sich unter der Decke ab.

Eine weibliche Gestalt hatte sich über das Kind gebeugt. „Schläfst Du, Ingrid?“

„Schläfst Du, Ingrid?“ flüsterte sie ängstlich. Das junge Mädchen antwortete nicht.

Sie lag in einem Traumzustand, der mit einem natürlichen Schlaf nur wenig gemein hatte.

Wie blaß und hart sie aussah, und sie lag dort so still — so still, als würde sie sich nie wieder rühren.

Vier Wochen hatte Ingrid mit dem Tode gekämpft. Und ihre Tante hatte Tag und Nacht bei ihr gewacht und sich fast gar keine Ruhe gegönnt.

Sie hatte am Todestbett ihrer Eltern, ihrer Schwester und ihres Schwagers gehalten. Jetzt war das Kind das einzige, was ihr von den Angehörigen zurückgeblieben war.

Das einzige — nein, einer war noch da, der sie mit dieser Welt verband, einer, den sie in jungen Tagen geliebt und auf den sie Jahre gewartet hatte.

„Ja, mein Kind,“ entgegnete Rana liebevoll. Der Brief lag zerrinnend in ihrer Tasche.

Sie dachte taum daran. In ihrem Herzen fühlte sie nur Dank, heißen Dank. Für Gebet vor erhört worden, Ingrid blieb ihr erhalten.

Damit war der Kampf des Sommers vorbei, und der Herbst bringt dem Frieden, der sich den Gesetzen des Lebens in Geduld fügt.

Rana konnte nicht mehr lesen. Die Thränen blendeten ihre Augen. In einer kurzen, unendlich bitteren Stunde nahm sie von ihrem Glücks- und Liebesträume Abschied.

„Tante, ich habe so schön geschlafen, und jetzt bin ich hungrig.“ Das Lächeln, womit Rana die Worte der kleinen Nichte begrüßte, war nicht gezwungen.

Die Freude in ihrem Herzen regte über den Schmerz. Sie küßte Ingrid leicht auf die schmale Wange, die während des Schlafes eine feisliche Röthe angenommen hatte.

„Mein liebes, liebes Kind. Das ist die froheste Nachricht, die ich seit Anfang Deiner Krankheit gehört habe.“

Wir müssen aber warten, bis der Doktor kommt, damit wir wissen, was wir essen dürfen. Da ist er, glaube ich.“

Im Nebenzimmer erlangten feste Schritte, und kurz darauf trat der Doktor ein. Er sah sehr ernst aus, kaum aber hatte er sich über Ingrid gebeugt, ihren Puls gefühlt und ihre klare, frische Haut gesehen, als er sich mit einem ganz veränderten Ausdruck im Gesicht zu Rana umwandte.

„Das Fieber ist verschwunden,“ sagte er. „Es ist in der That eine überraschende Wendung zum Besseren eingetreten.“

Wenn es so weiter geht, werden wir unsere kleine Patientin bald wieder auf den Beinen haben.“

„Darf ich bald wieder aufstehen, Tante?“ fragte Ingrid.

„Ja, mein Kind,“ entgegnete Rana liebevoll. Der Brief lag zerrinnend in ihrer Tasche.

Sie dachte taum daran. In ihrem Herzen fühlte sie nur Dank, heißen Dank. Für Gebet vor erhört worden, Ingrid blieb ihr erhalten.

Damit war der Kampf des Sommers vorbei, und der Herbst bringt dem Frieden, der sich den Gesetzen des Lebens in Geduld fügt.

Die scharfen Augen der Königin. Auch Königinnen haben mit Dienstboten ihre liebe Noth; eine amüante Geschichte, die von der Königin Margherita aus Rom berichtet wird, ist dafür ein bezeichnendes Beispiel.

Vor etwa sechs Jahren fiel der Königin auf der Straße eine Dame auf, die ein Kleid trug, das der Königin gar sonderbar bekannt vorkam.

Als sie später im Palaste Nachforschungen anstellen ließ, stellte sie sich heraus, daß dies Kleid ihr eigenes war; sie hatte es kürzlich abgeligt und hürig die Kammerjofe die Gelegenheit ergriffen, das Gewand zu Geld zu machen.

Die Königin war damit sehr wenig einverstanden, das Mädchen wurde entlassen und ein neues engagirt. Dies war sehr fleißig, sehr geschickt, sehr aufmerksam, kurzum ein Wesen, wie sie nur in der Geschichte des Dienstbotenstandes vorkommen; die Königin war höchlichst befriedigt und betrachtete sie als „das Juwel der Dienstboten“.

Da aber geschah etwas Unerwartetes. Es war vor Kurzem; wieder einmal fuhr die Königin durch die Straßen der einen Stadt und wieder fiel ihr eine Dame auf, die ein elegantes Kostüm trug, das der Königin bekannt vorkam.

Diesmal war sie nicht lange erstaunt; als sie in den Palast kam, ließ sie ihre Garderobe revidiren und dabei zeigte es sich, daß „das Juwel eines Dienstboten“ eigentlich auf einen ganz anderen Titel berechnete Ansprüche hatte.

Die ganzen Jahre über hatte sie einen schamhaften Handel mit den Kleidern der Königin getrieben und sich dabei den leidlichen Nebenverdienst von jährlich 20,000 Mark zu verschaffen gewohnt.

Aber sie war vorsichtiger zu Werke gegangen, als ihre Vorgängerin, ihre Geschäfte geschahen immer nur unter der wohlwollenden Bedingung, daß die Kleider niemals in Italien getragen werden dürften. Eine unvorsichtige Dame aus Buffalo aber brachte es nicht über sich, so lange zu warten, sie legte das Kleid an, ein Bild der Königin und das Geheimnis war am Tage.

Beiraths-Weisheiten der Stubalthal-Beute. Wenn ein Mann heirathet, so muß er haben: 1. eine breite Hand, damit er viel durch die Finger lassen kann; 2. einen großen Hals, damit er viel schlucken kann; 3. eine feste Leber, weil viel darüber kriecht; 4. ein steinhartes Herz, damit er die Stiche nicht spürt. Damit werden die Stubalther schier das Richtige getroffen haben.

Gedankensplitter. Geradheit ist oft trumm genommen. Auch das Meer des Lebens wirft oft das Kostbarste auf den Sand. Treue und Gewohnheit sind Zwillingsschwester.

Das Ungesuchte im Wesen eines Weibes wird am meisten gesucht. Mancher träumt so lange von Glück, bis er es schließlich verschläft. „So, Hanschen, zeig dem Herrn Doktor schön die Zunge!“

Hanschen: „Soll ich ihm auch eine lange Nase dazu machen?“

Das vergessene Salz.

Eine hübsche Geschichte von „Aufsichtergelichkeit“ läßt sich das „Petit Journal“ aus Sfar in Algerien melden: Wem gehören die 2000 Tonnen Salz, die auf dem Rai von Sfar lagern? Keiner kann darauf eine bestimmte Antwort geben.

Sie lagern seit 30 Monaten dort. Es handelt sich gewiß um einen hohen Werth. Das Salz wurde für 5000 Fr. gekauft, kostete aber zwanzigmal mehr; denn es waren 40,000 Säcke nötig, um es aufzuspeichern, und ferner 800 Balken, um es auf dem Rai unterzubringen, wo es noch immer lagert. Dazu traten noch im Laufe der Zeit Nebenkosten.

Während des russisch-japanischen Krieges lief in den ersten Tagen des Jahres 1905 ein Segelschiff „Bascogne“ im Hafen von Sfar ein. Sein Kapitän kaufte von der Monopolverwaltung 2000 Tonnen Salz und ließ sie sofort an Bord bringen. Er wollte über die Bestimmung seiner Ladung nichts berathen, aber man erfuhr, daß er sich nach Wladivostok begeben sollte.

Ran wußte ferner, daß die russische Regierung für den Transport einen Preis bezahlt hatte, der die Höhe des Wertes des ganzen Schiffes erreichte. Das Schiff wollte bereits in See stechen, als eines schönen Morgens alles an Bord in Aufregung gerieth.

Safenarbeiter wurden in großer Zahl angeworben, um in wenigen Stunden die 40,000 Säcke Salz wieder an Land zu bringen, worauf sich das Schiff auf Rimmerwiedersehen entfernte.

Wahrscheinlich hatte der Kapitän auf die Meldung, daß die japanische Flotte in den Meeren treuzte, die er durchfahren mußte, die Sache für zu gewagt gehalten; aber er unterließ es, irgend welche Aufklärungen zu geben, und man weiß heute noch nicht, was ihn eigentlich zu seinem Vorgehen veranlaßte.

Das Salz blieb also auf dem Rai. Nach mehreren Monaten entschloß man sich dazu, nach seinem Eigenthümer zu forschen. Die russische Regierung, die in Kenntniß gesetzt wurde, erwiderte, sie habe niemand beauftragt, das Salz zu kaufen.

Dann begann dieses unter den Regengüssen allmählich zu schmelzen. Die Säcke litten immer mehr unter den Unbilden der Witterung. Die Hofenverwaltung forderte die Monopolverwaltung auf, die Säcke wegzunehmen, aber diese wollte nichts davon wissen.

Und so verging die Zeit, ohne daß an der Salzfrage gerührt wurde. Die Säcke rissen allmählich, und das Salz fiel auf den Boden. Die Einwohner wollten es einsammeln, aber die Monopolverwaltung hinderte das und stellte Wächter auf. Dann schmolz das Salz weiter unter den Regengüssen. So geht es seit 30 Monaten. Es bleibt immer noch eine ganze Masse Salz, aber der Eigenthümer will sich nicht melden. Die Wächter machen sorgsam weiter, bis endlich der letzte Rest verschwunden sein wird.

Eigenartige Wetten. Noch heute wird in England viel gewettet, allein so toll, wie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gewettet wurde, ist diese sonderbare Leidenschaft doch nicht mehr. So gewöhnlich war es damals, Streifen Papier einfach durch eine Wette zu entscheiden, daß es gar nicht einmal besonderes Aufsehen erregte, als während einer Debatte im Unterhause der Abgeordnete Pulteneu, der Führer der Oppositionspartei, dem Finanzminister Sir Robert Walpole den Vorwurf machte, in seiner Rede soeben ein Citat aus Horaz falsch angeführt zu haben.

Der Minister antwortete, er wette eine Guinee, daß er nicht Pulteneu richtig citirt habe. Die Wette wurde natürlich sofort angenommen und der Sprecher des Hauses zum Unparteiischen ernannt. Als dieser entschied, Pulteneu habe richtig citirt, warf der Minister ein Goldstück quer durch den Saal auf den Platz des Abgeordneten. Pulteneu stieß es ein und erwiderte: „Besten Dank! Das ist das erste Geld, welches das Schachamt wieder herausgibt, es wird wohl auch das letzte sein!“

Darauf ging die Debatte ruhig ihren Gang weiter. — Bemerkenswerth ist, daß diese Guinee sich unter dem Namen „Pulteneu-Guinee“ im Britischen Museum zu London noch heute befindet.

Bei einem Diner, das Sir Mart Sykes im Jahre 1806 einigen seiner Freunde gab, kam die Rede auch auf die vielen Gefahren, die das Leben Napoleon Bonapartes täglich bedrohten, und der Gastgeber schlug den Anwesenden folgende Wette vor: Jedem der Gäste, der ihm die Summe von tausend Pfund Sterling einbändige, wolle er, solange Bonaparte lebe, täglich eine Guinee auszahlen. Lord B. Gilbert ging allein auf diese Wette ein und legte die verlangten tausend Pfund auf den Tisch. Sechs Jahre lang erhielt er nun täglich eine Guinee regelmäßig, dann ward Sykes die Sache zu kostspielig und er weigerte sich weiter zu zahlen. Der Lord klagte und der Fall wurde vor dem Geschworenengericht verhandelt. Der Vertheidiger des Beklagten, der geltend machte, das Geschäft sei rechtswidrig, weil der Kläger ein Interesse daran habe, das Leben des Landesfeinds Napoleon zu schüßen, sollte dieser, wie damals zu erwarten stand, in England einfallen, erlangte einen Wahrspruch für seinen Mandanten.

Der Lord ließ gegen dies Urtheil Berufung bei der höheren Instanz des Kammergerichts einlegen und erreichte, daß ihm ein neuer Termin bewilligt wurde. Nachdem beide Parteien hier ihre Beweisgründe vorgebracht hatten, entschied der Richter, die Wette sei gescheitert, weil sie einerseits bei dem Kläger ein unziemliches Interesse an der Erhaltung des Lebens eines Feindes des Landes zeitigen und andererseits bei dem Beklagten Veranlassung zur Bildung eines Komplotts gegen das Leben eines Mitmenschen geben könne.

Ebenso wie in England waren auch in America hohe Wetten bei jeder Gelegenheit an der Tagesordnung. Einst ging der berühmte Staatsmann Daniel Webster mit seinen beiden Freunden, den Generalen Jackson und Tazewell, am Ufer des Potomackflusses spazieren. Webster, von einem Bekannten angedeutet, war einen Augenblick stehen geblieben, während die Generale weitergingen.

Da sagte Jackson plötzlich stehen bleibend: „Tazewell, ich wette zehn Dollars, daß ich Ihnen beweisen kann, daß Sie jetzt auf der anderen Seite des Flusses sind.“

„Angenommen!“ rief Tazewell gespannt. „Nun denn,“ begann Jackson und deutete auf das gegenüberliegende Ufer, „ist das drüben nicht eine Seite des Flusses?“

„Jawohl, das ist eine Seite des Flusses.“

„Gut, demnach ist dies hier die andere Seite, nicht wahr?“

„Ganz recht,“ versetzte Tazewell. „Na also! Da befinden Sie sich doch auf der „anderen“ Seite, nicht wahr?“

„In der That!“ rief der überraschte General. „Sie sind ein Schlawenker, Jackson, aber recht haben Sie! — Doch still, hier kommt Webster, ich wette mit Ihnen um zehn Dollars, daß ich Ihnen beweisen kann, daß Sie auf der anderen Seite des Flusses sind!“

„Ich nehme die Wette an!“

„Wohlan, ist dies nicht eine Seite des Flusses?“ fragte Tazewell, der Jacksons eigenartige Logik gar nicht genau verstanden hatte und daher auf den eigenen Standpunkt deutete.

„Ja, dies ist eine Seite des Flusses,“ antwortete Webster. „Und das dort drüben ist die andere Seite, nicht wahr?“

„Jawohl, drüben ist die andere Seite. Aber ich bin auf dieser Seite und nicht auf der anderen,“ rief Webster lachend und Jackson stimmte laut mit ein.

Der arme Tazewell mußte noch einmal zehn Dollars bezahlen und einsehen, daß man nach zwei Seiten hin wetzen und, wenn man nicht genau aufpaßt, nach jeder verlieren kann.

Sonderbare Modethiere.

Man schreibt aus London: Die Damen der Londoner Gesellschaft sieben zwar nach wie vor die langhaarige Weichheit der wägenigen Wachtelhündchen aus Peking und Japan und der niedlichen Lippupipi, aber daneben macht sich auch eine Vorliebe für schöne Wachtunde geltend und die Preise dieser Thiere sind vollständig im Steigen. Der Lieblingshaushund des vornehmen Engländers ist jetzt der Terrier und zwar in seinen verschiedenen Arten als Forrierter, schottischer oder irischer Terrier. Ein bekannter Londoner Händler, durch dessen Hände alljährlich die schönsten Thiere aller Art gehen, die die Mode der eleganten Gesellschaft fordert, äußert sich darüber in einem englischen Blatte.

„Die schärfsten und modernsten Schoophunde“, so meinte er, „sind immer noch die japanischen und pefingischen Wachtelhündchen. Aber auch die Spige finden ihre Liebhaber, denn sie sind die niedlichsten Hunde, die man auf dem Arm tragen kann. Wie mollig und angenehm ist die Berührung des seidigen Fells bei diesen reizenden Thierchen; doch dürfen sie eine gewisse Größe nicht überschreiten. Für einen Spig, der vier Pfund wiegt, werden wenigstens 400 oder 500 Mark bezahlt; aber ein Thier, dessen Gewicht nur ein halbes Pfund weniger beträgt, ist augenblicklich viel werthvoller und bringt 800 und 1000 Mark. Die entzückendsten Exemplare dieser Art, die es augenblicklich gibt, sind eine Anzahl Wachtelhündchen, die von dem berühmten Jofobst abstammen, den Lord Han selbst von Peking mitgebracht. Unter den Kindern der vornehmen Gesellschaft ist augenblicklich das Halten von Schlangen sehr „en vogue“, deren Größe zwischen 12 und 40 Zoll schwankt. Auch Eidechsen und Schildkröten werden viel verlangt und ihr Preis wechselt nach der Größe. Während der letzten drei Monate sind auch viele Hundert grüner Laubfrösche als Spielzeug für Kinder gekauft worden. Dann beginnt jetzt die Saison für Kanarienvögel, und auch sie sind jetzt bei den Damen so in Aufnahme, wie kaum je zuvor. Für einen geübten Sänger werden wenigstens 60 Mark gezahlt. Gut abgerichtete Vögel, die etwas besonderes leisten, finden über-

Profane Widerlegung.



Genie: „Sie wissen doch, lieber Hausherr, ich bin meiner Zeit in allem voraus.“ „In allem nicht — mit der Rente sind Sie immer im Rückstand.“

Auch ein Standpunkt.

Bettler (zu einem Herrn): Ach, schenken Sie mir nur was, ich bin ein recht armer Mann, nicht mal ein einziges Kind hab' ich!

Herr: Wenn Sie arm sind und kein Kind haben, ist das doch nur ein Vortheil!

Bettler: Oho! Bedenken Sie nur, wie schön ich's haben würde, wenn ich so sieben oder acht Kinder sechsten könnten!

Gelungene Auslegung.

Herr Mummelmeier. Sie wohnen bald ein Semester bei mir, und haben noch keinen Monat die Zimmermiete bezahlt!

Mummeier: Herr Hausfrau, Sie haben mich doch beim Eingange gesagt, daß ich mich wie zu Hause fühlen soll.

Hausfrau: „Gewiß, aber...“

Mummeier: „Nun, zu Hause habe ich noch niemals etwas bezahlen müssen.“

Moderne Rechnung.

Erster Lebemann (zum andern): Was rechnest du denn heute fortwährend herum?

Zweiter Lebemann: Gestern hat mir der zukünftige Schwiegervater die Höhe der Mitgift genannt, und da rechne ich eben aus, wie lange wir, zu fünf Prozent gerechnet, glücklich sein werden!

Starke Zumuthung.

Huberbauer: Hörst, Saubauer, deine Sau' ist doch größer, als die meigen, trotzdem ich gut füttere.

Saubauer: Ja, weißt, bö's macht's halt bei mir, ich stoamme hoast von Hause aus aus einer größeren Sau-wirtschaft, und bö's wissen meine Sau', daher machen se mir teine Schand'!

Borricht.

Dienstmädchen in der Apotheke: Ach möchte für fünfzig Pfennig Heftplaster, für eine Mark Verbandstoff und für zwei Mark etwas zum Blutstillen.

Provisor: „Nanu, ist Ihnen jemand verunglückt?“

Dienstmädchen: „Ach nein, der gnädige Herr will 'ne größere Automobifahrt unternehmen.“

Boshast.

A.: „Können Sie sich das denken, ich habe dem Fräulein Raumann einen Heirathsantrag gemacht und sie hat mir einen Korb gegeben.“

B.: „O, dies Glück haben Sie gar nicht verdient.“

Auch eine Deutung.

Unterkoffizier: „Warum wird zwischen den einzelnen Kompanien auf dem Marsche Abstand gehalten?“

Kerut: „Damit, wenn die vordere Kompanie etwas verliert, es die hintere leichter finden kann.“

Berichtsbapt.

Frau (zur langjährigen Köchin): „Nanu, es ist bitter, ... aber ich muß es Ihnen doch anvertrauen ... ich und mein Mann sind in Scheidung begriffen!“

Köchin: „Na ... da wird aber der gnäd' Herr a Freud' haben!“

Praktische Verständigung.

Freund (zum Grafen, der eine amerikanische Milliardärstochter geheirathet hat): „Ich gratulire herzlich! Ich wundere mich nur, wie schnell das gegangen ist, wo Sie kein Englisch sprechen und Ihre Frau Gemahlin kein Deutsch versteht!“

Graf: „Wozu braucht es vieler Worte? Ich zeigte ihr meinen Stammbaum und sie zeigte mir ihr Cheebuch!“

Ein Schlawer.

Wirth: Einen Kuchläse wollen Sie haben? Thut mir leid, Herr Meyer, aber die sind noch nicht gang durch! Meyer: Nun, ich gehe ja auch noch nicht fort!

Trunksucht der Thiere.

Der Besitzer einer umherziehenden Menagerie theilt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen folgende Bzüge von Trunksucht bei seinen Pflegelingen mit.

„Einer von meinen Löwen litt an heftigen Zahnschmerzen, und um ihn zu betäuben und dadurch seine Schmerzen zu lindern, gab ich ihm Branntwein. Das Thier war so dankbar für diese Behandlung, daß ich ihm am folgenden Abend, als es wieder vor Schmerzen brüllend umherlief, dieselbe Dosis noch einmal brachte. Der Löwe nahm sie mit friedlicher Befriedigung an und wurde still und friedfertig wie am Abend vorher.“

Es verging aber seit dieser Zeit kein Tag, an dem er sich nicht auf eine Weise, die nicht mißzuverstehen war, die abendliche Beruhigungsmedicin erbetelte. Er begab sich ohne Schlaftrunk nicht mehr zur Ruhe.

Dieselbe Erfahrung machte ich mit einem Hunde. Er ließ sich zu jedem Kunststück abrichten, war zum unermüdblichen Vormachen bereit, was er konnte, bereit, wenn ich ihm dafür ein Glas Bier in Aussicht stellte. Machte sich dann ein Wärter oder einer meiner Freunde den Spaß, ihm das leergetrunzene Glas wieder zu füllen, so war mein Hund nur zu geneigt, so lange zu trinken, als er sich auf seinen Beinen halten konnte.

Daß Halbes berauschende Getränke lieben, ist allgemein bekannt. Seltener Pferdeennen nimmt man nicht selten seine Zuflucht zu einer klärischen Branntwein, um den Vollblutrenner noch extra anzufeuern.

Ich habe sogar ausprobt, daß Schlangen dazu neigen, Trunkenbolde zu werden. Als ich einmal einer großen, aber harmlosen Schlange ihren gewohnten Rauf mit Milch binstellte, kam mir der Einfall, ein Erveriment mit ihr zu machen. Ich mischte eine nicht geringe Portion Branntwein unter die Milch und paßte auf, wie das Reptil sich dabei verhalten würde. Es schlürfte das Getränk noch gieriger als sonst die reine Milch. Am folgenden Tage experimentirte ich weiter. Ich setzte einen Rauf voll reiner Milch hin und einen zweiten mit derselben Mischung wie den Tag vorher. Die Schlange kostete von beiden, trant aber nur den Milchrauf leer. Von da ab zeigte sich sie sehr unruhig und mürrisch, wenn sie nur Milch in ihrem Gefaß entdeckte. Wurde ihr die Branntweinration verabfolgt, so war sie wie umgewandelt.“

Die kostbarste Landkarte der Welt.

Ein eigenartiges, allerdings recht theures Geschenk hat der „Herrscher aller Reußen“ der befreundeten und verbündeten französischen Republik gemacht, und zwar in Gestalt einer Landkarte von Frankreich, die sich nicht ihresgleichen aufzuweisen hat. Von dem aus Jaspis hergestellten Grunde haben sich die 90 französischen Departements in allen Farben ab. Die Namen der Städte sind in Gold und die Flüsse in Platin eingeleigt. Die größeren Städte sind durch besonders kostbare Steine bezeichnet; so wird Paris durch einen Rubin, Havre durch einen Smaragd, Rouen durch einen Saphir gekennzeichnet. Ein jeder der Edelsteine ist in russischen Bergwerken ans Tageslicht gefördert worden; auch das Gold und Platin stammen von dort. Diese kunstvolle Landkarte kostet den Zaren \$1,250,000. — Ob diese Summe nicht besser zur kulturellen Erziehung des russischen Volkes hätte verwendet werden können?

Aus einem ganz besonderen Grunde führte schon dieser und jener Regent wohlthätige Reformen ein: Es ging eben nicht mehr anders.